

Männer und Frauen – Krieg und Frieden
Feminismus und Internationale Beziehungen

von

Gert Krell

Vortrag auf Einladung des Kunstvereins Hofheim

am 15.02.2019 um 20 Uhr im Hofheimer Stadtmuseum

(Fassung vom 14.2.2019)

Dr. Gert Krell, Prof. em. für Internationale Beziehungen am Institut für Politikwissenschaft
im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main
Privatadresse: Im Langgewann 37, 65719 Hofheim
E-Mail: mail@gert-krell.de
Webseite: www.gert-krell.de

1. Tradition und Herkunft

Als eine der Begründerinnen des Feminismus gilt Olympe de Gouges. Im Vorspann zu ihrer *Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin* von 1791, also während der Französischen Revolution, wandte sie sich wie folgt gegen den Ausschluss der Frauen aus der neuen bürgerlichen Verfassung:

Mann, bist du fähig, gerecht zu sein? Es ist eine Frau die dir diese Frage stellt, zumindest dieses Recht nimmst du ihr nicht. Sag' mir, wer hat dir die unumschränkte Herrschaft verliehen, mein Geschlecht zu unterdrücken? Deine Kraft? Deine Begabungen? (...)

Absonderlich, verblendet, wissenschaftlich aufgeblasen und degeneriert will (der Mann) in diesem Jahrhundert der Aufklärung und des Scharfsinns in gröbster Unwissenheit als Despot über ein Geschlecht befehlen, das alle intellektuellen Fähigkeiten besitzt; er beabsichtigt, in den Genuss der Revolution zu kommen und seine Rechte auf Gleichheit einzufordern, um darüber hinaus nichts zu sagen.

Die Jakobiner schickten diese Schriftstellerin aufs Schafott; nicht zuletzt wohl deswegen, weil sie sich als Frau in die Politik, also in die Angelegenheiten der Männer eingemischt hatte. Am 3. November 1793 wurde sie hingerichtet. Immerhin hat sich wenigstens einer der männlichen Aufklärer dieser Zeit ebenfalls für das Frauenwahlrecht und die Gleichberechtigung der Frauen eingesetzt: der Philosoph, Mathematiker und frühe Politikwissenschaftler Marquis de Condorcet. Seine Schrift *Sur l'admission des femmes au droit de cité* ist 1790 erschienen. Auch Condorcet wurde von den Jakobinern verfolgt; sie steckten ihn in einen Kerker, in dem er 1794 unter mysteriösen Umständen zu Tode kam.

Wie dramatisch Einschränkung und Diskriminierung von vielen Frauen noch in den 1930er Jahren empfunden wurden, kann man bei der berühmten englischen Schriftstellerin Virginia Woolf nachlesen. Den wenigen weiblichen Studierenden, die an den ersten Colleges für Frauen in Cambridge studieren durften, wurde zeitweise verwehrt, ihren erworbenen Bachelor-Grad als B.A. an ihren Namen anzuhängen. Diese Entscheidung wurde zwar später aufgehoben, aber andere gravierende Formen der Diskriminierung blieben erhalten. Barbara Liskov, heute eine der bedeutendsten Informatikerinnen, wurde noch 1961 bei ihrer Bewerbung an die Elite-Universität Princeton in den USA zurückgewiesen, und zwar mit der Begründung, man nehme nur männliche Bewerber auf.

Im Zusammenhang mit der neuen Frauenbewegung hat die feministische Forschung seit den siebziger Jahren des 20. Jhdts. Zug um Zug durch alle Disziplinen hindurch aufgedeckt, wie Frauen unsichtbar gemacht oder marginalisiert werden, und zugleich das männliche Monopol

auf Welterklärung durchbrochen. In diesem Prozess hat die feministische Theorie mein Fachgebiet, die Internationalen Beziehungen, relativ spät erreicht. Das hat sicher etwas mit der ausgeprägten männlichen Dominanz in diesem Bereich zu tun, und zwar in der Fachdisziplin ebenso wie in ihrem Gegenstand. Der erste deutsche Sammelband über Feministische Standpunkte in der Politikwissenschaft ist 1995, der erste zu den internationalen Beziehungen allgemein aus feministischer Sicht 1998 erschienen. Heute ist die feministische IB-Forschung, vor allem die englischsprachige, mit ihren Grundlegungen, Übersichten, Spezialisierungen und Fallstudien kaum noch überschaubar.

Die zentrale Kategorie der feministischen Theorie ist *gender*. Ich verwende bewusst diesen Begriff, weil wir im Deutschen nur das eine Wort „Geschlecht“ sowohl für die biologische als auch für die soziale Komponente haben, während man im Englischen eben zwischen *sex* (dem biologischen Geschlecht) und *gender* (dem sozialen Geschlecht) unterscheiden kann. Mit *gender* bezieht sich der Feminismus auf die soziale Konstruktion des Geschlechts und auf die Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Das umfasst mehrere Dimensionen: einmal die materiellen Bedingungen wie geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Eigentumsstrukturen, dann die ideologischen und psychologischen Ausformungen von Männlichkeit und Weiblichkeit einschließlich ihrer symbolischen Repräsentationen, und schließlich die Machtverteilung und die Gewalt zwischen den Geschlechtern. Ein passender deutscher Begriff für *gender* wäre also „Geschlechterverhältnisse“; er wird häufig analog zu *gender* in dem hier skizzierten umfassenden Sinne verwendet.

2. Ein zentrales Anliegen: Frauen sichtbar machen

Feministinnen argumentieren, die männlich dominierte Sozialwissenschaft habe in ihren Analysen systematisch eine Hälfte der Menschheit und deren Benachteiligung bei den Lebenschancen übersehen. Durch die Asymmetrien zwischen den Geschlechtern entstünde aber nicht nur gewaltiges Unrecht, sondern komme es auch zu enormen Kosten für die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung. Es gehe also nicht nur um die Frage, wie Frauen diskriminiert werden, sondern auch darum, wie die Geschlechterverhältnisse mit den großen Themen der Weltordnung wie Wohlfahrt, Krieg und Frieden zusammenhängen.

Internationale Politik ist auch heute noch weitgehend eine Domäne der Männer: Diplomat, Staatsmann (!), Krieger, Kaufmann (!) sind traditionell männliche Rollen. Tatsächlich jedoch umfassen die internationalen Beziehungen mehr als die üblichen Haupt- und Staatsaktionen. Sucht man die Frauen in den internationalen Beziehungen, dann eröffnet sich eine andere Welt als die der großen Politik des Geldes, der Kanonen und der öffentlichen Persönlichkei-

ten. Den wenigsten dürfte z.B. bekannt sein, dass noch bis 1971 Frauen im Diplomatischen Dienst der USA ihren Job quittieren mussten, wenn sie heirateten. Umgekehrt war es Tradition, dass von den Ehefrauen der Diplomaten erhebliche unbezahlte Mitarbeit erwartet wurde, ohne dass sie damit Anspruch auf Teile der Pension ihrer Männer erworben hätten. Das heißt, sie blieben trotz ihrer unbezahlten Mitarbeit auch noch von ihren Männern wirtschaftlich abhängig. Mädchen- und Frauenhandel, Sextourismus und die Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft, das sind nicht gerade die zentralen Themen im Mainstream (manche Feministinnen sagen deshalb auch: Malestream) der Internationalen Beziehungen.

Das Sichtbarmachen von Frauen gilt aber nicht nur für die Benachteiligten – die große Mehrheit der Armen weltweit sind Frauen –, es gilt auch für andere Gruppen. So wird die Beteiligung von Frauen häufig einfach unterschlagen oder vergessen; z.B. ihre aktive Rolle in Kriegen oder Bürgerkriegen, in die Frauen als Kämpferinnen oder Unterstützerinnen sehr viel mehr involviert waren als gemeinhin bekannt. Um ein noch junges Beispiel zu nehmen: Unter den „Helden“, die sich an Rettungsaktionen nach dem Attentat auf das World Trade Center am 11. September 2001 beteiligten, waren auch weibliche Feuerwehrleute und Polizistinnen; mindestens jeder fünfte Helfer am *Ground Zero* war eine Helferin. Wie oft konnten diese Frauen, die ihr Leben riskierten, um Menschen zu retten, ihre Geschichte in Talkshows erzählen? Wie viele Reporter der New Yorker Tageszeitungen baten um Interviews? Welches Magazin porträtierte sie? Keinalmal, keiner, keines: die Heldinnen wurden unsichtbar. Bei der Beerdigung der zu Tode gekommenen männlichen und weiblichen Retter sprach der Pfarrer von „Firemen“, nicht von „Firefighters“. Der New Yorker Bürgermeister Giuliani ließ sich mit Polizisten und Feuerwehrleuten abbilden – und immer waren nur Männer zu sehen.

Eine dritte Dimension des Sichtbarmachens betrifft Frauen in Führungspositionen. Damit soll dem Stereotyp entgegengewirkt werden, nur Männer machten Geschichte oder seien für herausragende Funktionen in der internationalen Politik geeignet. Für den Beleg einer spezifisch weiblichen Ausprägung der Politik reichen die immer wieder genannten Beispiele jedoch nicht aus. Frauen, die in einer männlich dominierten Gesellschaft weit nach oben kommen wollen, unterliegen besonderen Anpassungszwängen. Sie stehen unter doppelter Beobachtung: Ihr politisches Handeln wird immer auch danach befragt, ob es etwas mit ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu tun hat. So wurde die deutsche Bundeskanzlerin in der Flüchtlingsfrage scharf kritisiert, weil sie sich bei ihrer Entscheidung im September 2015, die Grenzen für die in Ungarn festsitzenden Flüchtlinge zu öffnen, von weiblichen Bauchgefühlen habe überwältigen lassen. Als sie dann aber auf den Brexit mit einer sehr nüchternen Rede reagierte, warf ihr der „Spiegel“ einen eiskalten Politikstil vor. Immerhin wird z.B. seriös dis-

kutiert, ob uns die letzte große Finanzkrise vielleicht erspart geblieben wäre, wenn mehr Frauen in Leitungspositionen der Banken säßen, wenn also z.B. *Lehman Brothers* *Lehman Sisters* gewesen wäre. Allgemein gelten Frauen als vorsichtiger, während sich Männer insbesondere unter Konkurrenzbedingungen eher auf riskante Abenteuer einlassen.

Auch wenn einzuräumen ist, dass Frauen keine nationale oder globale Unterklasse für sich bilden und sich wie Männer auf verschiedene Schichten und Nationalitäten verteilen, so lässt sich doch festhalten, dass Frauen in der Regel weniger Macht haben als Männer und systematisch benachteiligt werden, und zwar rechtlich, ökonomisch und politisch. Bis heute wird nicht einmal die Gleichheit von Männern und Frauen vor dem Gesetz oder der Rechtsanspruch der Frauen auf die Integrität ihres Körpers überall anerkannt. Benachteiligung und Abwertung können nicht nur zur Beeinträchtigung von Lebensentfaltungschancen führen, sondern das Leben selbst gefährden.

3. Zur Lage der Frauen im „Frieden“

Zur Lage der Frauen weltweit gibt es inzwischen sehr gut aufbereitetes systematisches Material. So umfasst der jährliche *Gender Gap Report* des Weltwirtschaftsforums in den Bereichen (1) wirtschaftliche Beteiligung, (2) Bildung, (3) Gesundheit und Lebenserwartung sowie (4) politische Teilhabe für inzwischen 144 Länder Defizite in der Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen. Die größten Lücken weisen der Nahe Osten und Nordafrika auf, also Regionen, die islamisch geprägt sind. Unter den besten zehn Ländern befinden sich vier skandinavische, aber auch die Philippinen und Nicaragua. Einige demokratische und westlich orientierte Länder wie z. B. Japan schneiden deutlich schlechter ab; Deutschland liegt auf Rang 13. Für Europa allein kann man sich auch auf die Veröffentlichungen des Europäischen Instituts für Gleichberechtigung der Geschlechter mit Sitz in Vilnius stützen. Beim Gleichberechtigungsindex von 2017 liegt Schweden mit 82,6 Punkten vorn (100 würde volle Gleichberechtigung bedeuten); Deutschland steht hier mit 65,5 leicht unter dem Durchschnittswert. Das Schlusslicht bildet Griechenland.

Gravierender als Benachteiligung und Diskriminierung ist die Gewalt gegen Frauen, denn physische Sicherheit ist die Voraussetzung für alle weiteren Entfaltungschancen und damit das zentrale Menschenrecht. Einer Studie der Weltbank zufolge gehen weltweit jedes Jahr wegen Vergewaltigungen und häuslicher Gewalt gegen Frauen neun Millionen gesunde Lebensjahre verloren; das sind mehr verlorene Tage als durch alle Krebserkrankungen und Autounfälle zusammen. In den USA wird ein Drittel aller weiblichen Mordopfer von ihren männlichen Partnern umgebracht, der umgekehrte Fall betrifft nur drei Prozent. Der Haupt-

grund für die Notaufnahme von Frauen im Krankenhaus sind tätliche Angriffe ihrer Intimpartner. Nur sechs Prozent der amerikanischen Frauen, die bei der Arbeit sexuell belästigt werden, geben eine Beschwerde zu Protokoll. Dafür haben sie gute Gründe, denn 75 Prozent der Frauen, die sich beschwerten, bekommen dadurch Schwierigkeiten. Leider ist es in Deutschland nicht prinzipiell besser, auch hier ist häusliche Gewalt die häufigste Ursache für Verletzungen bei Frauen; und bis 1997 war in unserem Land Vergewaltigung in der Ehe nicht strafbar. In Japan erstatten laut einer Studie der Regierung nur 4,3 Prozent der Opfer sexueller Gewalt eine Anzeige; das Risiko zusätzlicher Anfeindungen ist den anderen zu groß. In Mexiko erleiden einer Umfrage von 2016 zufolge 43,9 Prozent der Frauen Gewalt vonseiten ihrer Partner, und jeden Tag werden sieben bis zwölf Frauen ermordet. Vergewaltigte oder misshandelte Frauen werden auch noch stigmatisiert, die staatlichen Institutionen bieten ihnen so gut wie keinen Schutz.

In Indien fehlten einem Bericht der Weltbank zufolge 2003 gegenüber der normalen biologischen Relation zwischen den Geschlechtern 2,2 Millionen Frauen. 12 Prozent infolge geschlechtsspezifischer Abtreibung, die weit überwiegende Mehrzahl aufgrund von Gewalt, Mord oder grober Diskriminierung bei Ernährung und medizinischer Versorgung. Was China angeht, so spricht ein Experte von einer historischen Tradition tiefsitzender Misogynie, die auch die maoistische Revolution, die den Frauen wenigstens die rechtliche Gleichstellung gebracht hat, nicht habe beseitigen können. Im April 2018 war in der Presse zu lesen, dass Studierende der berühmten Peking-Universität eine Wandzeitung gegen sexuelle Belästigung aufgehängt haben, in der sie Aufklärung über den Selbstmord einer Studentin fordern. In Nordkorea ist sexuelle Gewalt durch die Mächtigen einschließlich kleiner Staatsbedienstete offenbar weit verbreitet; von den Opfern werde sie häufig als »Teil der normalen Lebenswirklichkeit« wahrgenommen. In Russland wird die körperliche Züchtigung der Kinder und »moderates Schlagen« der Ehefrauen immer noch weithin als normal angesehen, auch von staatlicher und kirchlicher Seite. Hier hat das Parlament im Januar 2017 sogar ein Gesetz verabschiedet, mit dem bestimmte Formen häuslicher Gewalt von einer Straftat zu einer Ordnungswidrigkeit herabgestuft wurden. Die Gesetzesvorlage wurde übrigens von einer Frau eingebracht.

Das ist nur eine kleine Auswahl aus einer auch schon vor den jüngsten Enthüllungen der #Me-Too Debatte erschütternden Datenlage. Trotz aller emanzipatorischen Fortschritte bleibt die alltägliche Gewalt gegen Frauen eine der großen Menschheitskatastrophen, weil sie nicht nur im übertragenen, sondern auch im wörtlichen Sinne alle Grenzen überschreitet: Länder und Kontinente, Klassen, Kulturen, politische Regime – was nicht heißt, dass die Verhältnisse

überall gleich schlecht sind. So gibt es z.B. einige sogenannte primitive Völkerstämme, in denen weder Frauen noch Kinder geschlagen oder vergewaltigt werden. Differenzen seriös anzusprechen, ist nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten: Tabuisierungen kulturspezifischer Frauenfeindlichkeit z.B. in lateinamerikanischen oder arabisch bzw. islamisch geprägten Ländern desavouieren nicht nur deren feministische Bewegungen, sondern befördern letztlich auch unseren Rassismus. Selbst rassistisch wird solche Kritik nur dann, wenn sie für die Projektion der Verfehlungen in der eigenen Kultur missbraucht wird. So sind viele positive Errungenschaften der Frauenemanzipation in den westlichen Ländern noch sehr jungen Datums. Neurotische Sexualfeindlichkeit zu Lasten des weiblichen Geschlechts, bei der es auch noch für die vermeintliche Verführung der Männer, de facto aber für deren Verbrechen gegen Frauen verantwortlich gemacht und bestraft wurde, hat auch in der Geschichte des sogenannten christlichen Abendlandes bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jhdt. eine große und verhängnisvolle Rolle gespielt.

4. Konsequenzen für die Analyse der Internationalen Beziehungen

Angesichts der gravierenden weltweiten Befunde könnte man tatsächlich von einem »Krieg der Männer gegen die Frauen« sprechen; in jedem Fall aber erfordern sie Konsequenzen für die Analyse der internationalen Beziehungen. Zum einen wird deutlich, dass sich die Sicherheitsproblematik nicht auf die zwischenstaatliche Ebene reduzieren lässt. Die Aufspaltung zwischen Ordnung, Recht und Autorität in den Einzelstaaten und Anarchie und Selbsthilfe in den internationalen Beziehungen wird von verschiedenen Ansätzen in meinem Fachgebiet kritisiert, aber der feministische Blick stellt sie noch einmal anders infrage. Können wir überhaupt von Frieden sprechen, wenn so viele Frauen auch in Gesellschaften, die in keinen Krieg verwickelt sind, um ihre Sicherheit, ja ihr Leben fürchten müssen? Eine zweite Dimension betrifft die demokratische Friedenstheorie, der zufolge Demokratien keine Kriege führen bzw. sich nur verteidigen. Hier ist zu prüfen, ob man an der Kategorie des demokratischen Separatfriedens festhalten kann, wenn die Differenz zwischen dem äußeren Frieden und der Friedlosigkeit in den Geschlechterbeziehungen auch in Demokratien die angedeuteten eklatanten Ausmaße annimmt. Schließlich landeten die beiden größten Demokratien in einer weltweiten Umfrage vom Juni 2018 unter fast 550 Fachleuten auf der Liste der zehn für Frauen gefährlichsten Länder: Indien auf Platz 1 und die USA auf Platz 10.

Eine dritte Dimension geht in den Bereich der Kriegsursachen. Theoretische Überlegungen und empirische Forschungen deuten darauf hin, dass Gesellschaften mit geringem Gewaltniveau in den Geschlechterverhältnissen, in denen Männer und Frauen gleichberechtigt sind

und beide Geschlechter als gleichwertig gelten, nicht nur gerechter und gewaltärmer, sondern auch nach außen friedlicher sind.

5. Der alltägliche Bürgerkrieg unter den Männern

Wenn man die rigide Zweiteilung zwischen Einzelstaaten auf der einen und dem internationalen System auf der anderen Seite kritisiert, dann muss man aus einer Geschlechterperspektive allerdings auch den innerstaatlichen Krieg der Männer untereinander berücksichtigen. Jeder dritte Mord auf der Welt geschieht in Mittel- und Südamerika, das gerade einmal acht Prozent der Weltbevölkerung stellt, und lediglich sieben der fünfzig lebensgefährlichsten Städte liegen nicht in dieser Region. Verantwortlich für die extrem hohe Zahl der Todesfälle, die teilweise das Niveau verlustreicher Bürgerkriege erreichen, sind vor allem Bandenkriege unter männlichen Jugendlichen und deren treibende Faktoren: (1) der Drogenhandel und das organisierte Verbrechen, (2) die hohe Jugendarbeitslosigkeit, (3) die extreme soziale Ungleichheit, (4) die Schwäche und Korruption der Justiz und der Polizei mit der daraus resultierenden Straflosigkeit, schließlich (5) die weite Verbreitung von Schusswaffen und – ähnlich wie in den USA – sehr laxen Waffengesetze.

6. Männlichkeit und Außenpolitik

Bevor ich abschließend noch einmal auf das Thema Männer und Frauen/Krieg und Frieden zu sprechen kommen, möchte ich mögliche Zusammenhänge zwischen dem (Selbst-)Verständnis von Männern als Männern und außenpolitisch relevantem Denken und Handeln erörtern. Auch hier argumentiere ich mit empirischen Varianten und Entwicklungen: Kein Mann kommt als Gewalttäter oder Frauenfeind auf die Welt; Männlichkeit per se ist genauso wenig pathologisch wie Weiblichkeit. Das Problem sind die psychologischen Kosten einer Entwicklung männlicher Identität in Kulturen, die das Weibliche abwerten und die darauf bestehen, die Grenzen zwischen männlich und weiblich seien eindeutig und unveränderlich.

So wurde und wird z.T. noch oder wieder Staatlichkeit mit Männlichkeit und vor allem mit männlicher Wehrhaftigkeit identifiziert. Als Beispiel aus Deutschland, wo diese Tradition ja eigentlich in Verruf geraten ist, sei hier Björn Höcke von der AfD zitiert, der im Herbst 2015 meinte, Deutschland müsse seine Männlichkeit wiedergewinnen; nur so werde das Land wieder wehrhaft. Ein verhängnisvolles historisches Beispiel für dieses Verständnis von Männlichkeit bietet der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg. In der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges wurde er von den Militärs und den Hardlinern verdächtigt, zu weich

und damit kein richtiger Mann zu sein. Jedenfalls verteidigte er den damaligen Kurs in seinen nach dem Krieg verfassten Memoiren mit dem Argument, die entgegengesetzte Politik, nämlich eine Verständigung mit Russland, wäre einer „Selbstentmannung“ gleichgekommen.

Das alles ist keineswegs Geschichte. Auch heute noch riskiert vor allem bei den klassischen „männlichen“ Domänen der Politik ein Mann, dessen Männlichkeit infrage gestellt wird, auch die Infragestellung der Eignung für sein Amt. Die Liste mit Belegen ist endlos. So hatten im amerikanischen Entscheidungsprozess über die Eskalation des Vietnam-Krieges Zweifler keinen guten Stand. Die Macher, die *can-do-guys* waren gefragt, und damit waren immer auch sexistische Konnotationen verbunden. Warum hat denn Präsident Lyndon B. Johnson an einem Krieg festgehalten, der nach Auskunft seiner engsten Berater nicht zu gewinnen war und zunehmend unpopulär wurde? Daniel Ellsberg, dem wir die Veröffentlichung der sogenannten Pentagon-Papiere verdanken, kam nach vielen Jahren sorgfältiger Prüfung dieser Frage zu der Auffassung, dass es am *wimp-factor* lag; an Johnsons Angst, als unmännlich zu erscheinen.

Der Ende November 2018 verstorbene frühere US-Präsident George Bush sen., in seinem persönlichen Habitus das genaue Gegenteil von Donald Trump, hatte mit dem Vorurteil zu kämpfen, er sei ein „wankelmütiger Weichling“. Vielleicht ging es ihm deshalb bei den Militärinterventionen in Panama und im Golf auch darum, dem Vorwurf zu begegnen, er sei als „aristokratischer“ Mann zu effeminiert, zu schwach, um harte Entscheidungen zu treffen. Und in der Kontroverse über die Irak-Intervention 2003 warfen neokonservative Intellektuelle in den USA den Europäern, die gegen die Intervention waren, in sexistischer Sprache vor, sie seien keine Männer mehr und impotent. Was Präsident George Bush jr. betrifft, so wissen wir, dass er sehr von der Standhaftigkeit des britischen Premierministers Tony Blair beeindruckt war, der sich ganz auf seine Seite schlug. Gegenüber Blairs Mitarbeitern meinte Bush jr. anerkennend „your man has got cojones“. Die Sitzung mit Blair, die in Camp David stattfand, hielt Busch in seinen Aufzeichnungen ausdrücklich als das *cojones meeting* fest. Auf welchem erbärmlichen Niveau sich Donald Trump bewegt, wohl immer noch der „mächtigste Mann der Welt“, zeigt sein Tweet mit der Ansage, sein »nuclear button« sei »much bigger and more powerful« als der von Kim Jong-un.

Femiphobie und Homophobie, also Furcht vor inneren „weiblichen“ Anteilen und die damit verbundenen Abwertungsstrategien nach außen, schlagen sich in Wahlverhalten und der Identifikation mit „männlichen“ Aspekten von Staatlichkeit wie Wehrhaftigkeit, Krieg, Unilateralismus bzw. der Abwehr „weiblicher“ Dimensionen wie Umweltschutz und Wohlfahrtsmaßnahmen nieder. „It’s the masculinity, stupid“ – so charakterisieren amerikanische Soziologen,

worum es bei Wahlkämpfen in den USA und nicht nur dort geht. Was Deutschland anbetrifft, so wäre darauf hinzuweisen, dass es bei der AfD die größte Kluft zwischen den Anteilen an weiblichen und männlichen Wählern gibt. Die AfD hat auch den bei weitem geringsten Teil an weiblichen Abgeordneten im Bundestag.

7. Männer und Frauen – Krieg und Frieden

Ein Dilemma jeder Geschlechterforschung besteht darin, dass Geschlechterordnungen nicht allein auf direkter, struktureller und kultureller Gewalt oder wirtschaftlicher, rechtlicher und politischer Ungleichheit basieren. Sie weisen trotz der verbreiteten männlichen Dominanz immer auch Elemente von Arbeitsteilung, Funktionalität und Komplementarität auf. So stellt sich auch in den zwischenstaatlichen Beziehungen die Frage, ob und inwieweit der Krieg „nur“ geschlechtsspezifisch organisiert wird oder Ausdruck bzw. sogar Konsequenz der Geschlechterverhältnisse ist. Die Literatur gibt hier keine eindeutigen Antworten.

In allen Kulturen sind Männer für die Kriegführung zuständig, und zwar gleichermaßen in extrem hierarchisierten wie in stärker gleichberechtigten Geschlechterverhältnissen. Wobei die feministische Literatur zu Recht darauf hinweist, dass die Männerinstitution Militär immer schon auf vielfältige Formen der Unterstützung durch Frauen bzw. ihre Ausbeutung angewiesen war. Auch dort, wo Frauen heute noch oder wieder als Soldatinnen im Militär zugelassen sind, bleiben die Positionen und Funktionen geschlechtsspezifisch hierarchisiert. Frauen werden nur selten für Kampfaufgaben eingeteilt und sind häufig Diskriminierung oder sogar sexuellen Übergriffen ausgesetzt.

Die biologischen Differenzen zwischen den Geschlechtern allein können diesen Befund nicht erklären. Männer haben zwar *im Durchschnitt* mehr Muskelkraft im Oberkörper und sind *im Durchschnitt* größer als Frauen. Aber bei beiden Messgrößen gibt es eine große Schnittmenge zwischen den Geschlechtern. Bei steigendem Mobilisierungsgrad müsste der Anteil der Frauen also wachsen, weil dann die biologische Differenz geringer wird – unterstellt, dass zuerst die besonders starken und großen Männer „gezogen“ werden. Tut er aber nicht. Der Verweis auf biologische Grundlagen der Aggressionsbereitschaft oder -fähigkeit hilft hier nicht weiter. Schon bei den Primaten, die den Menschen genetisch am nächsten stehen, ist die Variationsbreite in den Geschlechterverhältnissen und im Aggressionsniveau der Männchen sehr unterschiedlich. Konservativ evolutionsbiologisch könnte man höchstens noch argumentieren, dass Männer für die Erhaltung der Art weniger wichtig sind als Frauen und dass Frauen auch im Krieg besser geeignet sind, Babies und Kleinkinder zu versorgen und zu behüten. Soziologisch fündig wird man bei den sozialen Umständen des Aufwachsens der Kinder: bei den

Bildern, die Eltern von ihren Söhnen oder Töchtern haben und die in ihr Erziehungsverhalten einfließen; beim Spielen der Kinder und in der Schule. Hier werden die ersten Grundlagen für die Rollentrennung der Geschlechter im Krieg gelegt.

Damit werden Jungen aber keineswegs zu „natural born killers“. Die allermeisten jungen Männer verspüren keineswegs einen Drang, andere Männer umzubringen und zugleich das Risiko auf sich zu nehmen, selbst getötet zu werden. Das muss ihnen erst antrainiert werden: (1) durch Drill und die Herstellung einer gewissen körperlichen Homogenität, (2) durch Indoktrination oder vorsichtiger ausgedrückt durch Überzeugung und/oder Ideologie, und schließlich (3) durch Kontrollen und Strafen bis hin zur Todesstrafe. Appelle an bestimmte positiv besetzte männliche Eigenschaften spielen dabei eine ebenso wichtige Rolle wie die Konstruktion bestimmter Formen von Männlichkeit. Ohne die Reduzierung ihres emotionalen Spektrums, bei der die weiche Seite an die Frauen delegiert wird, werden Männer in der Regel nicht zu Kriegerern. Freilich variiert das, was als männlich und was als weiblich bzw. verweicht/effeminiert kategorisiert wird, historisch und kulturell. So ist der Zionismus ein besonders auffälliges Beispiel für die Verwandlung einer dezidiert unmilitärischen Männlichkeit im Diaspora-Judentum hin zu einer kriegerischen Maskulinität im vorstaatlichen Mandatsgebiet Palästina und in Israel. Aber auch innerhalb eines weniger breiten Spektrums gibt es noch viel Varianz.

Gleichwohl bergen militärische oder gar militarisierte Männlichkeitskonstruktionen Gefahren: für Frauen, die in besonderer Weise zu Opfern werden – vor allem durch Vergewaltigungen, die sich Soldaten „einfach so“ als Kriegsbeute oder als Siegerprämie (auch aus Rache) zugehen, die aber auch gezielt als politisch-militärische Strategie eingesetzt werden. So z.B. in gewaltsamen ethnischen Konflikten, in denen die kulturelle Identität und Reproduktivität der konkurrierenden Ethnie getroffen werden soll. Männlichkeitskonstruktionen im Krieg werden für *beide* Geschlechter zur Gefahr, insofern die unterstellte oder auch reale Bedrohung der eigenen Frauen als Motiv für männliche Wehrhaftigkeit inszeniert wird. So wirken die auf die Kriegsparteien aufgelegten Geschlechterbilder eskalierend: Der Feind wird entweder hypermaskulinisiert oder feminisiert. Der Krieg zwischen kämpfenden Männern kann dann auch zur Konkurrenz um ihre Glaubwürdigkeit als Beschützer „ihrer“ Frauen werden und damit zu einer Einladung, die Glaubwürdigkeit (und die Moral) der Männer auf der Gegenseite durch sexuelle oder andere Gewalt gegen deren Frauen zu diskreditieren bzw. zu schwächen.

Frauen sind freilich im „Krieg der Männer“ nicht nur hilflose Opfer; sie sind auch heimliche Assistentinnen, entschiedene Widerstandskämpferinnen oder sogar gnadenlose (Mit-)Täterin-

nen. So nahmen im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der UdSSR an allen Fronten insgesamt mehr als eine Million Frauen als Kämpferinnen teil; historisch betrachtet jedoch eher eine Ausnahme, die der besonderen Notlage des Landes geschuldet war. Aus dem offiziellen kollektiven Gedächtnis und den Ehrungen der Veteranen sind sie ohnehin wieder weitgehend verschwunden. *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht* heißt das berühmte Buch der Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch zu diesem Thema (4. Aufl., Berlin 2015). Selbst in der deutschen Wehrmacht waren trotz der rigide polarisierten Geschlechterideologie des Nationalsozialismus etwa 450.000 Frauen in militärischen Unterstützungsfunktionen tätig wenn auch nicht als Kämpfende.

Immer wieder hat es auch einzelne Frauen als militärische Führerinnen gegeben wie z.B. Jeanne d'Arc oder haben Frauen in Männerkleidern an der Front mitgekämpft. So etwa im US-amerikanischen Bürgerkrieg, aber auch in den europäischen Kriegen des 17., 18. und noch des 19. Jhdts. Im tschetschenischen Widerstand gegen die russische Unterdrückung und extrem brutale Kriegführung wurden zwischen 2000 und 2005 80 Prozent der Selbstmordattentate von Frauen begangen. Ihre politischen Motive wurden von ihren russischen Gegnern verleugnet und mit frauenfeindlichen Kategorisierungen denunziert; d.h. diese sogenannten Terroristinnen wurden entweiblicht und abnormalisiert, d.h. zu Monstern gemacht, was auch zur Rechtfertigung benutzt wurde, sie mit allen Mitteln zu bekämpfen. Junge Kurdinnen kämpfen mit der Waffe in der Hand an der Seite kurdischer Männer. Vielleicht weil sie darauf hoffen, auf diese Weise die Situation der Frauen in ihrer Kultur verbessern zu können; mit Sicherheit, weil sie wissen, welches Leben ihnen droht, wenn sie oder ihre Siedlungsgebiete in die Hände des IS fallen. Ein kulturgeschichtlich besonders interessanter Fall ist der Indianer-Stamm der Irokesen, bei dem zwar auch die Männer für das Kämpfen zuständig waren, aber die Frauen über Krieg und Frieden zu entscheiden hatten und sogar den Heerführer ausgesucht haben.

Frauen übernehmen auch sehr problematische Rollen der Mitwirkung oder Unterstützung kämpfender oder auf andere Weise todbringender Männer. Manche Indianerstämme übergaben ihre Gefangenen an die Frauen zum Foltern und Töten. In einigen afrikanischen Bürgerkriegen beteiligen sich Soldatinnen an der Vergewaltigung gegnerischer Frauen. Sie suchen in eroberten Gebieten Mädchen oder Frauen für ihre Kommandeure aus und assistieren bei der gewaltsamen sexuellen Unterwerfung. Die dunklen Seiten weiblichen Mit-Tuns zeigen sich besonders dramatisch in der Nazi-Zeit und im Zweiten Weltkrieg. Wie bei den Männern war die Zahl gewöhnlicher Frauen, die sich in unterschiedlichen Formen am Massenmord an Behinderten, an Juden, an Polen, Roma oder anderen Völkern und an politischen Gegnern

beteiligten, dramatisch höher als die Zahl derjenigen, die ihn zu verhindern versuchten. Manche Frauen waren stolz, wie Männer sein zu können, andere erlebten eine emanzipierte privilegierte Wirklichkeit als Ehefrauen, Krankenschwestern, Sekretärinnen oder Aufseherinnen. Sie waren zutiefst in Diebstahl, Plünderung, Raub, Mitwisser- und Mittäterschaft verwickelt.

Auf der anderen Seite können selbst Staatsmänner, die sich als *Staatsmänner* bewähren müssen, begreifen, dass es wichtiger ist, Kompromisse zu schließen, als sich in einer fragwürdigen „männlichen“ Weise zu behaupten. Als Präsident Michail Gorbatschow einen internen Bericht über die kubanische Raketenkrise von 1962 gelesen hatte, war er für eine Nacht um den Schlaf gebracht. Am nächsten Tag sagte er dem Politbüro, die Welt sei beinahe in die Luft geflogen, weil sich zwei Buben auf dem Schulhof darum gestritten hätten, wer den *bigger stick* habe. Ja, aber die beiden „Schulbuben“ Kennedy und Chruschtschow haben durch Kommunikation gelernt, ihre wechselseitige Wahrnehmung zu verändern und ihre Ziele neu zu definieren. Zentral wurde für beide die Überlegung, den drohenden Krieg zu verhindern, nicht sich als der Stärkere zu beweisen. Wie es Chruschtschow in seiner klaren Sprache formuliert hat: „Ich bin kein zaristischer Offizier, der sich einen Kopfschuss geben muss, nur weil er auf einem Maskenball einen Furz gelassen hat. Es ist besser nachzugeben, als einen Krieg zu riskieren.“

Wir haben es also bei Männer und Frauen/Krieg und Frieden trotz einiger relevanter Konstanten mit einer sehr heterogenen und variantenreichen Problematik zu tun. Zunächst gilt es festzuhalten, dass Krieg nicht gleich Krieg ist; ein Angriffs-, Eroberungs- oder Vernichtungskrieg ist nicht dasselbe wie eine Kriegführung, die im Wesentlichen der Verteidigung dient. Was die Geschlechterverhältnisse angeht, so finden sich Belege für verschiedene Deutungen: Krieg wird (1) komplementär und arbeitsteilig organisiert, was mit unterschiedlichen Formen von Täter- und Mittäterschaft ebenso wie unterschiedlichen Formen des Leidens und Sterbens verbunden ist. Krieg wird (2) auch geschlechtsspezifisch inszeniert, d.h. mit Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit aufgeladen. Im Extremfall bedeutet das gezielte sexuelle Gewalt gegen Frauen als Kriegs-Strategie. Und Geschlechterverhältnisse können (3) Kriegsbereitschaft fördern oder sich pazifizierend auswirken. Schließlich (4): Krieg kann die Emanzipation von Frauen voranbringen ebenso wie zurückwerfen.

Die Zulassung aller Kompetenzen, Fähigkeiten und Emotionen für beide Geschlechter entlastet Männer wie Frauen von Rollenzwängen, reduziert Befürchtungen, kein wahrer Mann oder keine wahre Frau zu sein, und reduziert problematische Kompensationsbedürfnisse. Emanzipierte Geschlechterbeziehungen sind ein Lernfeld für Demokratie und Mitbestimmung, und

wie wir aus der Forschung über Demokratie und Frieden wissen, ist der demokratische Habitus günstig für den äußeren Frieden. Die Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen und die Auflösung rigider Geschlechterstereotype dürfte beide Geschlechter besser für den Frieden qualifizieren als Polarisierung, Hierarchisierung und Abwertung. Die These, Frauen seien per se friedlich und die Gewalt gehe ehe immer von Männern aus, wird heute in der feministischen Literatur nicht mehr vertreten. Es gibt signifikante Asymmetrien zu Lasten der Frauen, aber beide Geschlechter sind zur Gewalt fähig und in Gewaltverhältnisse dem eigenen wie dem anderen Geschlecht gegenüber eingebunden. Da bleibt viel Raum für die Zivilisierung beider Geschlechter, der Männer wie der Frauen.

Zusammenfassung

„Mann, bist du fähig, gerecht zu sein? Es ist eine Frau, die dir diese Frage stellt“, so heißt es in Olympe de Gouges *Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin* von 1791. In 200 Jahren hat sich die Lage der Frauen dramatisch verbessert, aber von voller Gleichberechtigung kann noch keine Rede sein. Zu den großen aktuellen Menschheitskatastrophen zählt die Gewalt gegen Frauen von Seiten der Männer. Freilich sind Frauen ihrerseits als Gewaltakteurinnen, Gewaltassistentinnen oder Gewaltclaqueurinnen in die Herrschaft der Männer eingebunden. So werden Kriege nicht nur geschlechtsspezifisch aufgeladen, sondern auch arbeitsteilig organisiert. Die These, Frauen seien per se friedlich und die Gewalt gehe immer von Männern aus, wird heute in der feministischen Literatur nicht mehr vertreten.

Dr. Gert Krell ist Professor em. für Internationale Beziehungen an der Universität Frankfurt; seine neueste Veröffentlichung (zus. mit Peter Schlotter) trägt den Titel *Weltbilder und Weltordnung: Einführung in die Theorie der internationalen Beziehungen*, 5. Aufl., Baden-Baden 2018. Dort finden sich zahlreiche Belege zu dem in diesem Text verarbeiteten Material.